

# Goethe-Reminiszenzen

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575508>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gesunde berbe Säute... Und blitzschnell erinnerte sie sich ihrer Herzensbitte in der Heiliglandkapelle und ihres Marienopfers... War es ein gutes gewesen? Hatte die Himmelskönigin sie erhört... Aber nein, nein! Wollen sie jetzt schon wieder auf sie einflürmen, die sündhaften begehrenden Wünsche? Jetzt, da der Meister tot im Haus und sie erst vom frommen Bittgang gekommen... Und doch, warum, wenn der Morgenwind um Zilias Rothaar flattert und ihre zarten Wangen sanft umschmeichelt, und warum, wenn rings in mächtigem Sehnen der junge Tag erwacht und Erd' und Himmel jauchzen, und warum, wenn Henslis Blauaugen treu und bittend blicken... warum, warum denn soll Zilia nicht auch ein Schimmerchen haben, ein Endchen, ein Flöckchen nur von all dem Glück!

Und so, übermannt von den sich jagenden süßen und bitteren Gedanken, kauerte Zilia aufs morsche Brunnenröglein, und in ihre Hände hinein weinte sie leise vor Kummer, Glück und Müdigkeit...

Und der schwarze Tod ging um — — — — —

Zu Rüderswile und weiterum sind die Höfe verlassen, ausgestorben. In ihren Angeln kreischen die Türen, die der Wind auf- und zuschlägt. Nicht mehr umspringen und umtollen rotbackige Kinder spielend die braunen Hütten; da hört man kein Hühnergeacker und Hundegebell mehr, kein Jauchzen und Jubeln mehr in den Feldern. Es ist, als ob selbst die Vögel des Himmels diesen Ort des Schreckens und des Todes meiden; dann und wann nur fliegt langsam, schwerfällig mit heiserem Krächzen ein Zug Raben, Unglücksboten gleich, über die strohgedeckten Firsten, aus denen nun keine blauen Rauchwölkchen mehr sich kräuselnd emporsteigen. Ueber den gelben Stoppelfeldern, über den wildwuchernden Aekern, über den noch ungeschnittenen faulenden Heu- und Roggenchwaden weben feine zarte Spätsommerfäden und schweben lautlos durch die klagende Natur, wie verschwiegene süße Träume...

Und nicht mehr rief der Glocke Läuten zum Gebet. Besperglöcklein und Abeläuten waren verstummt. Dem der Glocke Mund gehorcht: er, sie alle, die gewandelt waren fröhlichen oder bekümmerten Sinnes durch die herrlichen Auen, alle, alle lagen sie jetzt, notdürftig verscharrt, auf dem Gottesacker. Einige nur hatten sich, den Tod auf der Stirne, zum nahen Dorf geschleppt, nur um nicht gott- und menschenverlassen, so elend allein sterben zu müssen. Und alle waren sie dem sichern Tod entgegengegangen. Mit Ergebung die einen, in der furchtbaren Seuche die gerechte Strafe des Himmels erblickend für

ihr allzu fröhlich Leben, für ihre Sünden. Mit Wehklagen oder einem Fluch auf den Lippen die andern, die, verzweifelt sich sträubend, soviel reichen Besitz und ein blühendes Leben hatten verlassen müssen. Und viele, ach so viele waren gegangen mit jenem trostlosen Stumpfsinn, wie ihn nur ein Leben voll namenloser Qual und Jammers gebiert...

Und drunten an der „großen Matten“, im engen dumpfen Stall horchte der arme Grauschimmel mit dem Nest seiner versagenden Kräfte umsonst auf Henslis bekannten Schritt, umsonst wartete er auf Zilias freundliches Streicheln und Tätzeln, auf ihr liebes Fragen und Necken, ob Grauschimmelchen Hunger habe. Matt und immer matter scharrte Grauschimmel den schlammigen Boden und hatte vor quälendem Hunger und glühendem Durst die Krippe und alles in seinem Bereich liegende Holzwerk zernagt. Vergebens spähten die großen glanzlosen Augen nach einem Streifen eindringenden Lichtes, umsonst sträuhte er die Ohren nach einem Ton von draußen...

Ach, leg' dich nur gleich hin zum Sterben, armes braves Nöcklein! Diejenigen, die dich gewartet und gestreichelt, sie sind schlafen gegangen und kehren nie wieder...

Hensli und Zilia schlafen.

Droben in ihrem engen Stübchen liegt Zilia auf dem ärmlichen groben Strohlager, und an der Bettstelle kauert, in sich zusammengesunken, Hensli der Jungknecht, und seine Finger halten im Tode noch die schlaff herunterhängende Hand des toten Dirnleins krampfhaft umschlossen.

So still ist's in der kleinen Kammer.

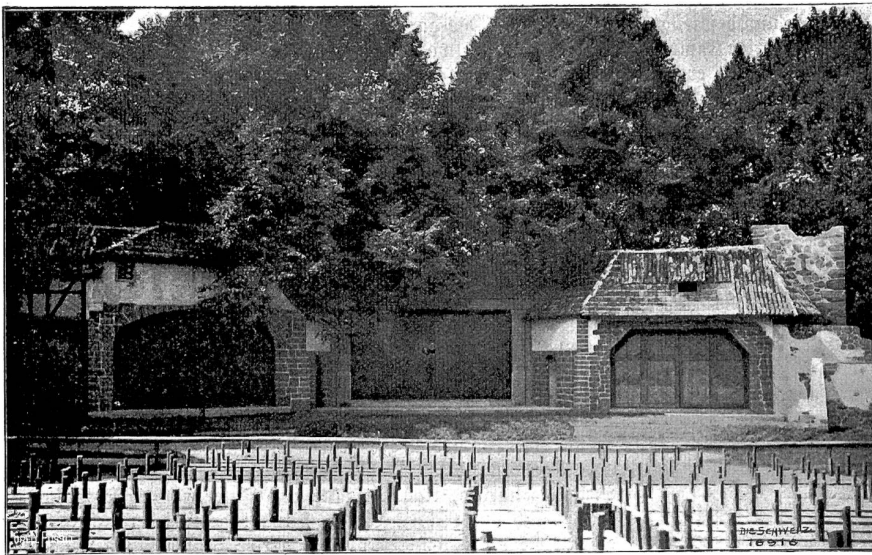
Ueber Zilias Bett, in der dämmrigen Ecke späht lauernd eine große Kreuzspinne nach den dicken blauschillernden Brummfliegen, die träge schwirrend gegen die blinden Scheiblein stoßen, dann träge wieder aufsteigen und leise summend und surrend auf die wachsgelben Leichengesichter sich setzen...

So still, so traumhaft feierlich ist's in der kleinen schwülen Totenkammer...

Da schlafen sie, die beiden letzten von Rüderswile... Nach einem kurzen heißen Liebestraum hingemäht vom schwarzen Tod... Nach einer Hochzeit, bei der kein Kaplan den Segen gesprochen, keine Glocke geläutet, nicht Jauchzer, nicht Gläser erklingen...

Hensli und Zilia schlafen.

Und draußen pocht mit fruchtesschweren Zweigen dann und wann der Apfelbaum an Zilias verschlossenes Kammerfensterchen...



Goethes Götze von Berlichingen in Dießenhofen\*). Gesamtanlage der dreiteiligen Bühne.

## Goethe=Reminiszenzen.

Von Rud. Kelterborn, Basel.

Als fünfzig Jahre nach des Meisters Tod verfloßen waren, da begann man, dem letzten Willen des Verstorbenen folgend, die bisher hinter Schloß und Riegel verwahrten Schriften an das Tageslicht zu ziehen, die so manches Licht über seine eigene Person sowie über seine Umgebung ausbreiten konnten. Es sind einige tausend Briefe, der Mehrzahl nach schon da oder dort in extenso oder bruchstückweise in die Öffentlichkeit gedrungen, und es sind Tage-

\*) Diesen verdienstvollen und erfolgreichen Aufführungen gedenken wir noch in einer nächsten Nummer größere Aufmerksamkeit zu widmen. U. v. M.



Goethes Götze von Berlichingen in Dießenhofen. Mahlzelt auf der Burg Jagthausen (Bühne links).

buchblätter, die in kurzen Zügen einen Einblick in das Geistesleben des Mannes gestatten, der aus tiefster Seele von sich selbst sagen konnte, was er einer seiner Dichtergestalten in den Mund legt:

„Zwei Wesen wohnen, ach, in meiner Brust!“

Discretion und Rücksicht auf Nochlebende und ihre Angehörigen hatten es wünschbar gemacht, mit der Herausgabe dieses weit-schichtigen Materiales bis 1882 zu warten; bis zur heutigen Stunde ist noch nicht ganz, aber fast alles unter die Presse gekommen.

Aber wer sich der Muße unterzog, geduldig das ausge-dehnte Material prüfend und vergleichend zu durchgehen, der muß am Ende zu dem Ausspruch gelangen, daß Goethe den Leser in alle möglichen Verhältnisse einweiht, ihn aber am allersehrsten einen Blick in seine Dichterwerkstätte tun läßt, wie etwa ein Goldschmied oder ein Mann der Staffelei seinen Besuchern die unter der Hand befindlichen Arbeiten beschäftigen und ihr Wachstum verfolgen läßt. Goethe übergibt dem Leser sein Werk und sagt selten oder nie: „So oder so habe ich es angegriffen, so muß man's treiben, um ein großer Dichter zu werden!“ Dafür finden wir über die Person, den Staatsmann, Naturforscher, Gesellschafter und Familienvater ein ungeheures Material, und wir treffen den Dichter in seinen jüngern und spätern Jahren als Zentrum aller Koryphäen seiner Zeit, das will sagen, von den Tagen Washingtons und Franklins bis zur Julirevolution.

Somit ist es nicht unsere Aufgabe, eine Biographie zu schaffen, die ja in „Wahrheit und Dichtung“ sowieso als Meister-

immer wieder in unnahbare Distanzen entschwebt.

Zur Sache!

Vor allem seien einige Aussprüche über zeitgenössische Dichter (1770—1830) zitiert. Schon aus diesen ergibt sich, daß die Auszüge ganz verschiedenen Lebensperioden, Stim-mungen und Situationen entsprechen und ja nicht den apo-thekehaft abgewogenen Sentenzen eines Kathedermannes und Literarhistorikers an die Seite zu stellen sind. Widersprüche sind begreiflich; aber trotz allem sind die Urteile höchst schätzbar.

Von Wieland, den der junge Goethe am Hofe von Weimar traf und den er bekanntlich in jugendlichem Uebermut beleidigt hatte, schrieb er 1770 an Erasmus Reich: „Nach Deser und Shakespeare ist Wieland noch der einzige, den ich für meinen echten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte.“



Goethes Götze von Berlichingen in Dießenhofen. Hoffzene mit Liebetraut im zweiten Akt (Mittelbühne).

1774 (an Frau von La Roche): „Klopstock ist ein edler großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht.“

An Herder schrieb er 1786: „Laß uns zusammenhalten; es ist in der ganzen Welt ein lumpig kümmerlich Wesen.“

In einem Brief an Schiller schreibt Goethe vom „armen Teufel in Hof“ und einige Jahre später (1796): „Nichter aus Hof ist hier; es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem nur frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen; ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch zu den Unfrigen könnte gezählt werden.“

1794 wird von einer neuesten Subelei des gräflichen Salhabers gemeldet, unter dem Stolberg zu verstehen ist, und bald darauf äußert sich Goethe: „Schade, daß Stolberg kein Pfaffe geworden ist.“

In einem Brief an Merck (1776) wird Gerstenberg eine Canaille genannt. 1780 kommt der Zürcher Bodmer zur Sprache: „Der arme Alte, der sich bei seinem ewigen Gesetze nicht einmal durch den Beifall des Publici anerkannt gesehen. Er hat gedichtet, ohne Dichter zu sein.“

Von Nozebue lesen wir, wenige Jahre vor seiner Ermordung: „Er ist ein vorzügliches, aber schludriger Talent; er bleibt in der Theatergeschichte immer ein hochbedeutendes Meteor.“

Noch 1830 schreibt der greise Goethe über Bürger an Zelter in Berlin: „Er war ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so glatt wie sein Publikum.“

1823 über Grillparzer: „Er ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben.“

Ueber den vorher in den Himmel erhobenen Byron schreibt Goethe an Boissier: „Byron hat in seinem Manfred meinen Faust in seiner eigenen Weise hypochondrisch misanthropisch umgearbeitet.“

Am übelsten kommen die Romantiker weg, die zu einer Zeit aufstauten, als Goethe längst den Höhepunkt hinter sich hatte. (22. Jan. 1808 an Zelter): „Ich verwünsche die Matihjon, Salis, Fiedge und die sämtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liebern über die Welt hinaus weist.“

(1808). „Ueberhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen religiösen Mittelalter mancherlei Ungenießbares fördern und befördern.“

(1812). „Deutsche Romantik, ein ganz wahnsinniger, protestantisch-katholisch-poetisch-christlicher Diktantismus.“

1823 (an Zelter): „Seichter Dilettantismus der Zeit, der in Altkünstelei und Vaterländerei einen falschen Grund, in Frömmerei ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkönnende Gönner und unermögende Versuchler so gerne bewegen.“

Der umfangreiche Briefwechsel mit Schiller und über Schiller ist allein schon als ein Eckstein in der Geschichte der deutschen Literatur zu bezeichnen. In diesen Briefen können wir sicher sein, daß Goethe nie vergaß, wer er selber war und an wen er schrieb, ist doch das Verhältnis erst ein intimes geworden, als die beiden schon in reifern Jahren standen und ihrer Unsterblichkeit sicher waren. Das sagt Goethe selber mit klaren Worten: „Für uns beide, glaube ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.“

(28. Juni 1794 an Voigt): „Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird.“

1797 (an Schiller): „Sie haben die Gabe, auch lehrend wirksam zu sein, die mir ganz versagt ist.“

(1797 an denselben): „Leben Sie recht wohl und lassen Sie Ihren Tauscher je eher je lieber erkaufen.“

(1796 über Schiller): „Er setzt sein altes Leben fort und verläßt beim schönsten Wetter seine Stube nie.“

(1798, 6. Jan. an Schiller): „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“

(An Meyer, über Schillers Garten): „Seine Gartenbaukunst bringt mich ganz zur Verzweiflung; seine neue Küche liegt gerade so, daß der Rauch und der Fettgeruch über den ganzen Garten weht, sodaß man nirgends Rettung finden kann.“

(1803, an Schillers Frau): „Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an seinem Werk zu stören.“

Wie sich das pro und contra in einem zu so hohen Tagen gelangten Mann wie Goethe ins eins konzentrieren kann, ersehen wir aus einem dreißigjährigen Jahre nach Schillers Tod geschriebenen Botum: „Es läßt sich denken, daß dieses herrliche Stück (Wallensteins Lager) mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte.“

In den mehrere tausend Nummern umfassenden meist diktierten Briefen ist fast kein hervorragender Künstler oder Gelehrter der langen Zeitperiode, der nicht mit dem alles umfassenden in Korrespondenz gestanden wäre. Noch viel mehr als die Literatur im engeren Sinne sind es die Naturwissenschaften, die den Freund der Botanik, Mineralogie, Optik und Anatomie zu einem ausgedehnten Briefwechsel veranlaßten. Bekanntlich hielt Goethe auf seine Stellung in den genannten Fächern mit der Fähigkeit eines Festungskommandanten, sodaß er sich oft zu kategorisch-feindseligen Äußerungen veranlaßt glaubte, wenn seine Thesen von andern nicht adoptiert wurden. Mit den beiden Humboldten stand er im intimsten Verkehr, dann auch mit den Männern, die der noch in der Wiege liegenden Elektrizitätslehre zu Gebatter standen. An den Mineralogen Leonhard und andere knüpften ihn schon die in Thüringen so gewichtigen Bergwerksverhältnisse, mit denen er von Amts wegen in Berührung kam. Doch dürfte die Traulichkeit und eigentliche Freundschaft, namentlich in der zweiten Lebenshälfte, sich gegen keinen intimer gestaltet haben als bei Zelter, dem Komponisten, mit dem er auch bei Anlaß eines Trauerfalles in der Familie vom offiziellen Sie in das herzlichere Du übergang.

1772 (an Jung Stilling): „Grüße mir deine Liebe und deine Freunde und schlepe dich durch die Welt, so gut du kannst.“

(1782 über Rousseau): „Welch ein Geschenk ist ein edler Mensch!“

1779 (an Charlotte von Stein): „Lavater ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.“

(Ebensol): „Solche Wahrheit, Glaube, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden.“

(Ebensol): „Lavater ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.“

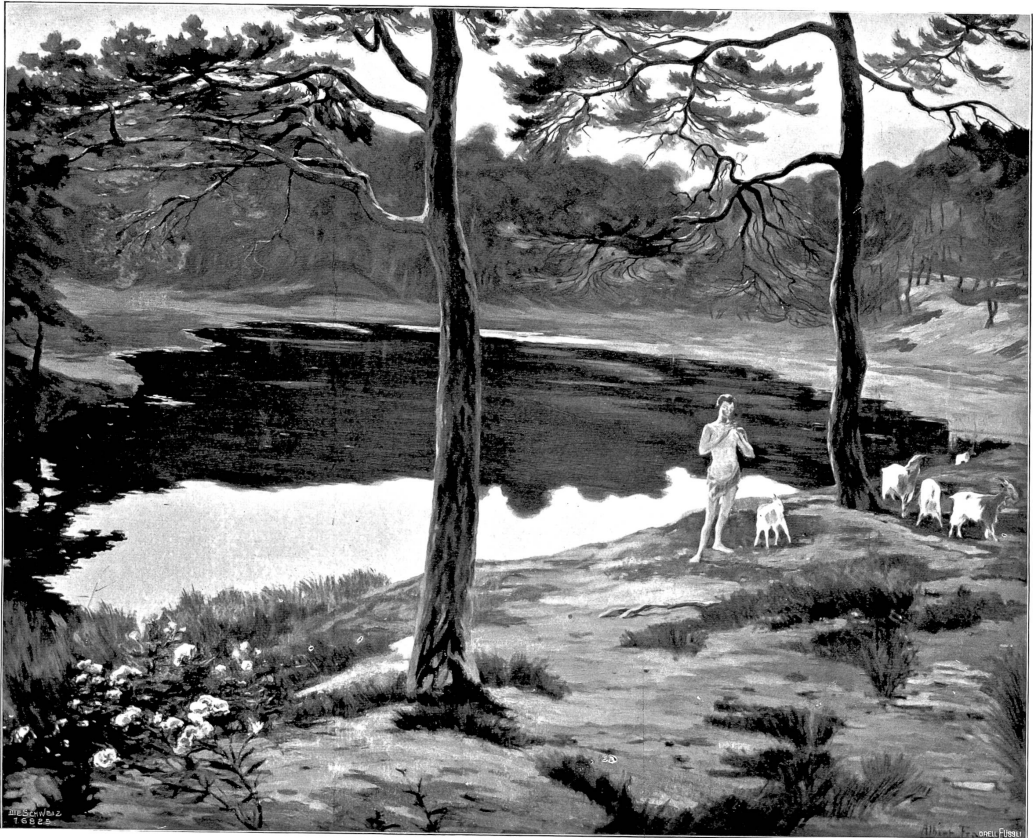
1782 (an Lavater): „Lebe wohl und liebe mich, du alter, erfahrener, verständiger, kluger, menschenfreundlicher, tätiger Arzt, der, wenn es die Not erfordert, es nicht für einen Naub hält, zu quacksalbern.“

1793: „Lavater versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu allieren hat. Uebrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde.“

(An Charlotte von Stein): „Er hat bei mir gewohnt; kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los (1780). Wie gerne wäre ich ihm bei seinem apostolischen Zuge aus dem Wege gegangen; denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden.“

1789 (an Herder über Tischbein, den Maler): „Tischbein ist mit allen guten Qualitäten ein wunderliches Tier, eine Art Hasenfuß, ist faul, unzuverlässig, seitdem er von den Fitzliern in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuschen gelernt hat. Es ist schade um ihn.“

(Fortsetzung folgt).



Waldidyll (italien. Landschaft).  
Nach dem Gemälde von Albert Franzoni, Genf.